

Ausflüge im Südwesten Brandenburgs

Zauche, Teltow, Fläming

von

Franz Schopper, Jasper von Richthofen, Mittel- und Ostdeutscher Verband für Altertumsforschung e.V., West- und Süddeutscher Verband für Altertumsforschung e.V., Nordwestdeutscher Verband für Altertumsforschung e.V.

1. Auflage

[Ausflüge im Südwesten Brandenburgs – Schopper / von Richthofen / Mittel- und Ostdeutscher Verband für Altertumsforschung e.V. / et al.](#)

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

Theiss Verlag, Stuttgart 2012

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 8062 2637 9



Groß Machnow.
Römische Silbermünze,
ein Antoninian des
Valerian I. aus der Zeit
253-259/60 n. Chr.

Dies ist angesichts der räumlichen Entfernung zu den römischen Provinzen wenig verwunderlich. Da die Region nie in den Fokus diplomatischer Interessen der Römer geriet und sich auch nicht als Drehkreuz für überregionalen Warenaustausch etablierte, kam es nie zu einem Zustrom römischer Waren. Somit lässt sich für die Importe in Siedlungen und Gräbern nicht bestimmen, ob sie als Tauschgut oder als Mitbringsel, als Teil einer Sold- oder Tributzahlung hierher kamen.

Dem Anbau von Roggen kam im Verlauf dieser Epoche zunehmend Bedeutung zu. Unter den Haustieren spielten Rinder die Hauptrolle, gefolgt von Schweinen. Daneben hielt man auch Schafe, Ziegen und Hühner. Ergänzt wurde der Speiseplan durch Fischfang und durch Jagd auf Wildtiere. Darüber hinaus sind Pferde – wohl eher als Fleischlieferanten denn als Reittiere –, Katzen und nicht zuletzt Hunde als Haustiere nachweisbar.

Mit dem Wirtschaften und der Ernährung in Verbindung zu sehen sind Feuerstellen außerhalb von Gebäuden. Teilweise dürfte es sich dabei um Freiluftherde gehandelt haben, sogenannte Sommerküchen. Die manchmal in größerer Zahl dicht beieinander liegenden Feuerstellen am Rand von Siedlungen werden als „Produktionsstätten“ gedeutet, ohne sagen zu können, was dort produziert wurde.

Öfen zur Eisengewinnung, Grubenmeiler, Kalk- und sonstige Brennöfen kommen immer häufiger an separaten Plätzen konzentriert vor. Diese Werkplätze gelten als Indizien für die Produktion von Eisen, Kalk usw., die möglicherweise nur saisonal erfolgte, aber deutlich über den Eigenbedarf hinausging (z. B. Glienick [39]). Neben Ackerbau und Viehhaltung (als sicher weiterhin vorherrschender Wirtschaftsweise) entwickelte sich zum Ende der Epoche ein spezialisiertes Handwerk und ein Austauschsystem zum Absatz der Waren in der Region.

Bis um 450 n. Chr. sind Siedlungen sicher nachweisbar. Über das Aussehen jüngerer Siedlungen lassen sich bisher keine Aussagen machen, denn aus der Zeit danach kennt man nur Oberflächenfunde und wenige Gräber. Spätestens ab der zweiten Hälfte des 6. Jhs. n. Chr. fehlen jegliche Funde. Vermutlich haben große Teile der Bevölkerung diese Region verlassen. Grund dafür war wohl eine Verkettung ungünstiger Umstände, wie eine mögliche Klimaverschlechterung und das zunehmende Abschnitten von überregionalen Kontakten, das sich angesichts des historisch überlieferten Niedergangs des Thüringerreiches und der Abwanderung der Langobarden aus dem Raum des heutigen Ungarn erahnen lässt.

Slawen in Zauche, Teltow und Fläming

Historisches

Mit „Slawenzeit“ wird die Zeit vom 6./7. bis ins 12./13. Jh. bezeichnet, in der Slawen im östlichen Mitteleuropa archäologisch fassbar sind. Zwischen Elbe und Oder beginnt sie Ende des 7. Jhs. mit der Landnahme in einem praktisch entvölkerten Gebiet. Die Slawen bringen neue Formen von Sachgut, Siedlung und Bestattung mit, der Herkunftsraum im südöstlichen Polen lässt sich anhand von Parallelen gut fassen. Schriftquellen von außen zeichnen ein zunehmend detailliertes Bild der inneren Verhältnisse. Nach frühen byzantinischen Erwähnungen kamen Slawen im späten 8. Jh. bei fränkisch-sächsischen Konflikten vermehrt ins Blickfeld der Franken, nach Unterwerfung der Sachsen wurden sie um 800 ihre direkten Nachbarn.

Das fränkisch/ottonische, dann deutsche Reich im Westen, das polnische Piastenreich im Osten, das slawische Herzogtum Pommern im Norden, das Herzogtum der Wettiner und das Magdeburger Erzbistum im Süden und Südwesten entwickelten einen hohen Expansionsdrang in den Bereich der Westslawen. Im Jahr 928/29 wurde die „Brennaburg“ der Havel unter Heinrich I. erobert. Sein Sohn Otto I. plante die Eingliederung der Slawengebiete zwischen Elbe und Oder durch Missionierung und Eroberung und richtete dazu ein System von Burgwarden und die Bistümer in Havelberg und Brandenburg ein, die 968 dem Erzbistum Magdeburg untergeordnet wurden. Dazu gehörte auch die Einrichtung von „Grenzmarken“ mit dafür ernannten Markgrafen. Der Slawenaufstand des Luti-

zenbundes von 983 beendete diese Entwicklung zunächst; für rund 150 Jahre blieben die Slawen hier politisch relativ unabhängig. Erst 1130 überließ der letzte, bereits christliche Hevellerfürst Pribislaw-Heinrich die Zauche (*tota zucha*) als Patengeschenk dem Sohn des askanischen Markgrafen. Im Jahr 1150 schließlich fiel die Brandenburg (4) mit dem ganzen Herrschaftsbereich in einer geheimen Erbfolgeregelung auf friedlichem Wege an den Markgrafen Albrecht selbst.

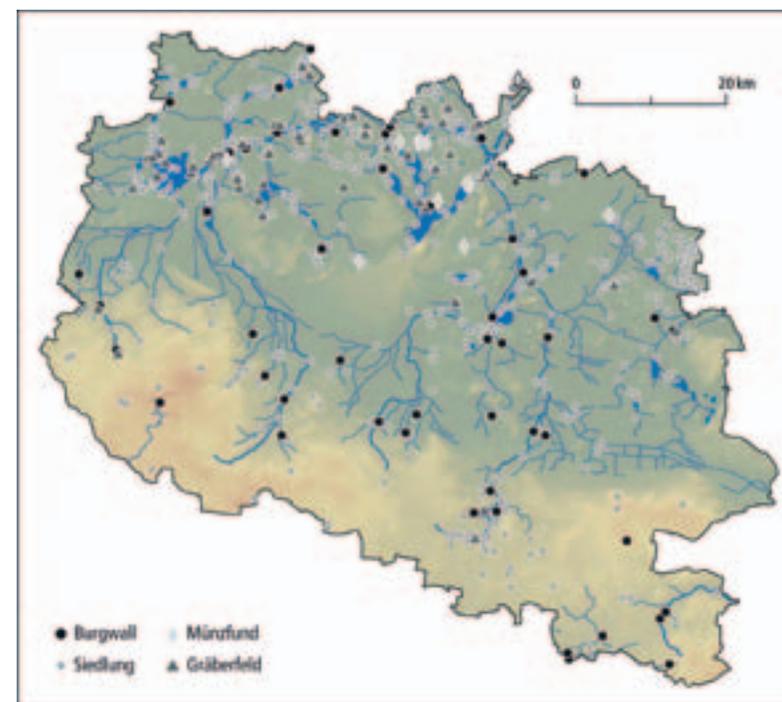
Siedlung und Landschaft

Die Fundplatzkonzentrationen scheinen durch Waldgebiete abgegrenzte Siedlungsareale widerzuspiegeln, die mit den in Schriftquellen aufgezählten „Stämmen“ verbunden werden. Dabei muss von der Frage nach der eigenen Selbstwahrnehmung dieser „Stämme“ abgesehen werden. Häufig handelt es sich um Fremdbenennungen, also den Versuch, den scheinbar unübersichtlichen Verhältnissen von außen eine Ordnung überzustülpen. Im Raum Brandenburg an der Havel sind hier die Heveller zu nennen, die sich selbst Stodoranen nannten, im Planegebiet die Ploni. Deutlich wird dabei die enge Bindung der Besiedlung an Gewässer; die Slawen konnten Bereiche nutzen, die später zu feucht wurden. Die anfangs, im 8. und 9. Jh., noch schütterere Besiedlung verdichtete sich vom 10. bis zum 12. Jh. Frühslawische Siedlungen sind z. B. bei Belzig, Leest, Schmerzke oder Groß Machnow bekannt, die beiden letzteren gehören, dendrochronologisch bzw. ¹⁴C-datiert, ans Ende des 7. Jhs. bzw. an den Anfang des 8. Jhs. Bis zum planmäßigen Landesausbau im Hochmittelalter nutzte man die alten Siedlungskammern; sie erfuhren bis weit ins 12. Jh. hinein eine starke Verdichtung, man spricht von einer „Bevölkerungsexplosion um die Jahrtausendwende“. Immer waren mehrere ländliche Siedlungen auf einen zentralen Burgwall bezogen. Diese Siedlungskammern sind politisch-wirtschaftliche Einheiten, die Schriftquellen nennen sie *civitates*.

Im Gegensatz zu manchen Nachbargebieten zeichnet sich das Plane-Nuthe-Nieplitz-Gebiet durch eine besonders hohe Anzahl an Burgwällen aus, die teilweise nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegen. Dem scheinen recht kleine Siedlungskammern zu entsprechen, was sich in der geringen Entfernung der Siedlungsstellen zu den Burgwällen widerspiegelt, wie z. B. in der Siedlungskammer von Stücken, Zauchwitz und Stangenhagen sowie ähnlich um Jüterbog, wo gleich drei Burgwälle auf engem Raum benachbart sind.

Befunde und Wirtschaft

Die freigelegten Siedlungsausschnitte weisen eine hohe Befunddichte auf, wobei nur tiefe Bodeneingriffe wie Gruben oder Brunnen erhalten geblieben sind. In Neuendorf bei Brandenburg konnte 1965 ein größerer Ausschnitt ergraben werden, ebenso auch auf mehreren Parzellen in Gollwitz, Klein Kreutz, Leest oder Päwesin. Gebäude sind archäologisch kaum fassbar, denn die nicht unterkellerten hölzernen Blockbauten wurden nur wenig in die Erde eingetieft. Sie können sich oft nur als unregelmäßig-rechteckige, flache Verfärbungen abzeichnen. Manchmal sind Kuppelöfen aus Feldsteinen in einer Hausecke erkennbar. Die häufigsten Befunde sind tiefe, mit Flechtwerk ausgekleidete Gruben, die Vorräte aufnahmen; später wurden sie zu Abfallgruben, oft finden sich Fischschuppen und andere verkohlte Reste. Als Getreidebehälter dienten auch eingebaute Lehmwanne. Neben Backöfen benutzte man Dörröfen zur Haltbarmachung von



Slawische Fundstellen in Zauche, Teltow und Fläming

zenbundes von 983 beendete diese Entwicklung zunächst; für rund 150 Jahre blieben die Slawen hier politisch relativ unabhängig. Erst 1130 überließ der letzte, bereits christliche Hevellerfürst Pribislaw-Heinrich die Zauche (*tota zucha*) als Patengeschenk dem Sohn des askanischen Markgrafen. Im Jahr 1150 schließlich fiel die Brandenburg (4) mit dem ganzen Herrschaftsbereich in einer geheimen Erbfolgeregelung auf friedlichem Wege an den Markgrafen Albrecht selbst.

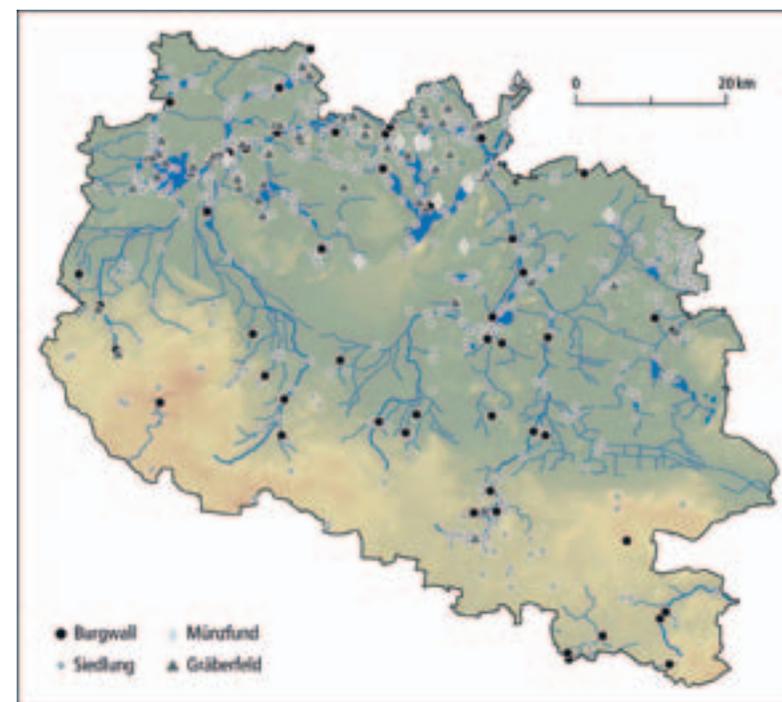
Siedlung und Landschaft

Die Fundplatzkonzentrationen scheinen durch Waldgebiete abgegrenzte Siedlungsareale widerzuspiegeln, die mit den in Schriftquellen aufgezählten „Stämmen“ verbunden werden. Dabei muss von der Frage nach der eigenen Selbstwahrnehmung dieser „Stämme“ abgesehen werden. Häufig handelt es sich um Fremdbenennungen, also den Versuch, den scheinbar unübersichtlichen Verhältnissen von außen eine Ordnung überzustülpen. Im Raum Brandenburg an der Havel sind hier die Heveller zu nennen, die sich selbst Stodoranen nannten, im Planegebiet die Ploni. Deutlich wird dabei die enge Bindung der Besiedlung an Gewässer; die Slawen konnten Bereiche nutzen, die später zu feucht wurden. Die anfangs, im 8. und 9. Jh., noch schütterere Besiedlung verdichtete sich vom 10. bis zum 12. Jh. Frühslawische Siedlungen sind z. B. bei Belzig, Leest, Schmerzke oder Groß Machnow bekannt, die beiden letzteren gehören, dendrochronologisch bzw. ¹⁴C-datiert, ans Ende des 7. Jhs. bzw. an den Anfang des 8. Jhs. Bis zum planmäßigen Landesausbau im Hochmittelalter nutzte man die alten Siedlungskammern; sie erfuhren bis weit ins 12. Jh. hinein eine starke Verdichtung, man spricht von einer „Bevölkerungsexplosion um die Jahrtausendwende“. Immer waren mehrere ländliche Siedlungen auf einen zentralen Burgwall bezogen. Diese Siedlungskammern sind politisch-wirtschaftliche Einheiten, die Schriftquellen nennen sie *civitates*.

Im Gegensatz zu manchen Nachbargebieten zeichnet sich das Plane-Nuthe-Nieplitz-Gebiet durch eine besonders hohe Anzahl an Burgwällen aus, die teilweise nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegen. Dem scheinen recht kleine Siedlungskammern zu entsprechen, was sich in der geringen Entfernung der Siedlungsstellen zu den Burgwällen widerspiegelt, wie z. B. in der Siedlungskammer von Stücken, Zauchwitz und Stangenhagen sowie ähnlich um Jüterbog, wo gleich drei Burgwälle auf engem Raum benachbart sind.

Befunde und Wirtschaft

Die freigelegten Siedlungsausschnitte weisen eine hohe Befunddichte auf, wobei nur tiefe Bodeneingriffe wie Gruben oder Brunnen erhalten geblieben sind. In Neuendorf bei Brandenburg konnte 1965 ein größerer Ausschnitt ergraben werden, ebenso auch auf mehreren Parzellen in Gollwitz, Klein Kreutz, Leest oder Päwesin. Gebäude sind archäologisch kaum fassbar, denn die nicht unterkellerten hölzernen Blockbauten wurden nur wenig in die Erde eingetieft. Sie können sich oft nur als unregelmäßig-rechteckige, flache Verfärbungen abzeichnen. Manchmal sind Kuppelöfen aus Feldsteinen in einer Hausecke erkennbar. Die häufigsten Befunde sind tiefe, mit Flechtwerk ausgekleidete Gruben, die Vorräte aufnahmen; später wurden sie zu Abfallgruben, oft finden sich Fischschuppen und andere verkohlte Reste. Als Getreidebehälter dienten auch eingebaute Lehmwanen. Neben Backöfen benutzte man Dörröfen zur Haltbarmachung von



Slawische Fundstellen in Zauche, Teltow und Fläming



Frühslawisches Grubenhaus
in Bad Belzig

Vorräten wie Getreide oder Obst (z. B. in Päwesin). Kalk- und Teer- bzw. Pechöfen belegen oft eine hohe Produktionsintensität. Wiesenkalk und Holz zur Gewinnung von Teer gab es genug, beide fanden in Haushalt und Hausbau, Handwerk, Landwirtschaft und Bootsbau vielfach Verwendung. Ein offenbar funktional dreifach gegliederter Ofen fand sich in der frühslawischen Siedlung von Groß Machnow, der genaue Zweck ist unbekannt. Auch Öfen für die Verarbeitung von Raseneisenerz, das fast überall in feuchten Niederungen gewonnen werden konnte, sind durch Schlacke und Tondüsen von Blasebälgen belegt (wie von der Siedlung Parduin in Brandenburg [4]). Aus dem Eisen wurde Gerät für den Alltagsbedarf gefertigt, wobei eine beträchtliche Zunahme in Quantität und Qualität zu verzeichnen ist.

Eigentliche Keramikbrennöfen scheinen zu fehlen, Gefäße konnten wohl in Gruben im offenen Feuer gebrannt werden. Hölzerne Kastenbrunnen dienten der Versorgung mit Frischwasser, hölzerne Bohlenwege und Brücken verbanden die Siedlungsbereiche auch über größere Wasser- oder Moorflächen hinweg.

Zu einer Siedlung gehörte ca. 1 km² Ackerland, Wald und Nutzfläche. Neben Weizen waren vor allem Roggen und Hirse von Bedeutung: Einige Gruben in Päwesin z. B. enthielten aufgrund günstiger Erhaltungsbedingungen große Mengen organischer Reste; neben Fischschuppen und -gräten vor allem verkohlte Hülsenfrüchte und Getreidekörner. Der Hakenpflug hatte nun hölzerne Stiel- und eiserne Pflugscharen, der Boden wurde aber nur kreuzweise geritzt und noch nicht gewendet. Zur Ernte benutzte man große Sicheln. Mahlsteine für das Getreide aus Quarzporphyr bezog man aus dem Hallenser Raum: Einer fand sich in der Burg von Potsdam (32). Der Bevölkerungszuwachs erforderte mehr Fleisch, die ökonomischere Schweinehaltung überwog bald die Rinderzucht. Die Pferdezucht spielte auch aus kultischen Gründen eine große Rolle. Im Spree-Havel-Gebiet ist mit 5 % Haushuhn und -gans der höchste Geflügelanteil in Mitteleuropa nachgewiesen. Fischfang spielte eine große Rolle, auf der Potsdamer Burg (32) aß man sogar Lachs. Die Jagd ist deutlich im Knochenmaterial von Burgen repräsentiert; man fing Pelztiere und Hochwild. Der Wald diente zur Schweinemast und zur Gewinnung von Teer und Holzkohle, Honig und Bienenwachs. Im Umfeld größerer Burgen muss man von einem weitgehenden Kahlschlag ausgehen: Holz wurde für Wälle, Brücken, Bohlenwege und ständige Reparaturen benötigt. Die Ausweitung der Anbauflächen und die Siedlungsverdichtung sind ein gesamt europäisches Phänomen, das im planmäßigen Landesausbau des Hochmittelalters mündete.

Burgen und Gesellschaft

Burgen regten schon früh die Phantasie an, so entstanden Benennungen wie „Räuberberg“ (Phöben [29]), „Schwedenschanze“ (Riewend [1]) und „Römerschanze“ (Sacrow [31]). Frühe Befestigungen wurden in geringer Zahl einige Zeit nach der Landnahme errichtet und nutzten natürliche Geländevorteile und häufig urgeschichtliche Befestigungen, wie in Sacrow (31) oder Bad Belzig (13). Sie dürften als Fluchtpunkte für Volk und Vieh gedient haben. Ab dem 10. Jh. wurden Rundwälle von bis zu 80 m Durchmesser innerhalb eines kurzen Zeitraumes errichtet, als Reaktion auf äußere und innere Bedrohung. Sie liegen in Niederungen, auf Geländespornen oder flachen Erhebungen. Diese Burgen lassen neue Siedlungs- und Gesellschaftsstrukturen erschließen. Neben Repräsentation und Verteidigung dienten sie als Speicher und Wohnsitze regionaler und lokaler Eliten.



Frühslawisches Grubenhaus
in Bad Belzig

Vorräten wie Getreide oder Obst (z. B. in Päwesin). Kalk- und Teer- bzw. Pechöfen belegen oft eine hohe Produktionsintensität. Wiesenkalk und Holz zur Gewinnung von Teer gab es genug, beide fanden in Haushalt und Hausbau, Handwerk, Landwirtschaft und Bootsbau vielfach Verwendung. Ein offenbar funktional dreifach gegliederter Ofen fand sich in der frühslawischen Siedlung von Groß Machnow, der genaue Zweck ist unbekannt. Auch Öfen für die Verarbeitung von Raseneisenerz, das fast überall in feuchten Niederungen gewonnen werden konnte, sind durch Schlacke und Tondüsen von Blasebälgen belegt (wie von der Siedlung Parduin in Brandenburg [4]). Aus dem Eisen wurde Gerät für den Alltagsbedarf gefertigt, wobei eine beträchtliche Zunahme in Quantität und Qualität zu verzeichnen ist.

Eigentliche Keramikbrennöfen scheinen zu fehlen, Gefäße konnten wohl in Gruben im offenen Feuer gebrannt werden. Hölzerne Kastenbrunnen dienten der Versorgung mit Frischwasser, hölzerne Bohlenwege und Brücken verbanden die Siedlungsbereiche auch über größere Wasser- oder Moorflächen hinweg.

Zu einer Siedlung gehörte ca. 1 km² Ackerland, Wald und Nutzfläche. Neben Weizen waren vor allem Roggen und Hirse von Bedeutung: Einige Gruben in Päwesin z. B. enthielten aufgrund günstiger Erhaltungsbedingungen große Mengen organischer Reste; neben Fischschuppen und -gräten vor allem verkohlte Hülsenfrüchte und Getreidekörner. Der Hakenpflug hatte nun hölzerne Stiel- und eiserne Pflugscharen, der Boden wurde aber nur kreuzweise geritzt und noch nicht gewendet. Zur Ernte benutzte man große Sicheln. Mahlsteine für das Getreide aus Quarzporphyr bezog man aus dem Hallenser Raum: Einer fand sich in der Burg von Potsdam (32). Der Bevölkerungszuwachs erforderte mehr Fleisch, die ökonomischere Schweinehaltung überwog bald die Rinderzucht. Die Pferdezucht spielte auch aus kultischen Gründen eine große Rolle. Im Spree-Havel-Gebiet ist mit 5 % Haushuhn und -gans der höchste Geflügelanteil in Mitteleuropa nachgewiesen. Fischfang spielte eine große Rolle, auf der Potsdamer Burg (32) aß man sogar Lachs. Die Jagd ist deutlich im Knochenmaterial von Burgen repräsentiert; man fing Pelztiere und Hochwild. Der Wald diente zur Schweinemast und zur Gewinnung von Teer und Holzkohle, Honig und Bienenwachs. Im Umfeld größerer Burgen muss man von einem weitgehenden Kahlschlag ausgehen: Holz wurde für Wälle, Brücken, Bohlenwege und ständige Reparaturen benötigt. Die Ausweitung der Anbauflächen und die Siedlungsverdichtung sind ein gesamt europäisches Phänomen, das im planmäßigen Landesausbau des Hochmittelalters mündete.

Burgen und Gesellschaft

Burgen regten schon früh die Phantasie an, so entstanden Benennungen wie „Räuberberg“ (Phöben [29]), „Schwedenschanze“ (Riewend [1]) und „Römerschanze“ (Sacrow [31]). Frühe Befestigungen wurden in geringer Zahl einige Zeit nach der Landnahme errichtet und nutzten natürliche Geländevorteile und häufig urgeschichtliche Befestigungen, wie in Sacrow (31) oder Bad Belzig (13). Sie dürften als Fluchtpunkte für Volk und Vieh gedient haben. Ab dem 10. Jh. wurden Rundwälle von bis zu 80 m Durchmesser innerhalb eines kurzen Zeitraumes errichtet, als Reaktion auf äußere und innere Bedrohung. Sie liegen in Niederungen, auf Geländespornen oder flachen Erhebungen. Diese Burgen lassen neue Siedlungs- und Gesellschaftsstrukturen erschließen. Neben Repräsentation und Verteidigung dienten sie als Speicher und Wohnsitze regionaler und lokaler Eliten.



Hakenpflugspuren vom
Alten Markt in Potsdam

Manche dieser Burgen wurden nach zeitweiser Eroberung im 10. Jh. kurzzeitig durch die ottonische Herrschaft weitergenutzt. In Havelland und Fläming ist die Einrichtung von Burgwarden auf slawischen Burgwällen belegt; archäologische Anhaltspunkte sind aber die Ausnahme (zu vermuten in Möritz [17]).

Im Kern bestanden die Wälle aus mit Erde gefüllten Holzkonstruktionen. Die der Potsdamer Burg (32), 1911 bei Niedrigwasser gefunden, bestand aus mit Erde gefüllten rost- und kastenförmigen Blockbauten. An der Innenseite standen hölzerne Blockhäuser. Zugehörige Siedlungsspuren und Bestattungen reichten bis zum Alten Markt; er wurde teilweise als Acker genutzt, wie Spuren des Hakenpfluges zeigen.

In spätslawischer Zeit, ab dem 11. Jh., wurden viele kleinere Burgen zugunsten großer, zentraler Anlagen wie der Brandenburg (4) aufgegeben. Hier finden sich Zeugnisse gehobener Lebensart, von Handwerk und Gewerbe, Handel und Austausch sowie heidnischer und später christlicher Kultstätten. Aus den Zentralburgen entwickelten sich Frühstädte, die durch Gewerbe, Handel, Herrschaft und Kult definiert sind, genau wie in der mittelalterlichen Stadt, bei welcher dann der Aspekt der städtisch-bürgerlichen „Freiheit“ hinzutritt.

Materielle Hinterlassenschaft

Frauen trugen Schmuck: Perlenketten, selten mit Karneol-, Bernstein- und Bergkristallperlen, dazu Ohrringe und Schläfenringe, massiv oder aus

Bronzeblech, selten aus Silber, sowie bunte Glasfingerringe. Man trug Messer am Gürtel. Eiserner Waffen wie Äxte, Schwerter, Lanzen und Reitzbehör wie Trensen, Sporen, Steigbügel sind Ausdruck der kriegerischen Lebenswelt.

Zum bäuerlichen Alltag gehörte Werkzeug wie Sicheln, Bohrer, Meißel, Pflugschare, aber auch Wetz- und Mahlsteine, tönerner Spinnwirtel und Webgewichte. Ergänzend kam eine große Vielzahl von Gegenständen aus Holz, Knochen und Geweih hinzu. In slawischem Zusammenhang sind oft exzellente Erhaltungsbedingungen für Holz und Knochen gegeben. So wurden in den Uferschichten der Havel bei der Potsdamer Burg (32) eine Holzkeule, eine Pflugschar, ein Hirsestampfer und viele andere Holzgegenstände sowie Knochenpfrieme gefunden. Gedrechselte Holzgefäße gehobener Qualität sind von der Brandenburger Dominsel (4) erhalten. Im „Alten See“ bei Ziesar (8) unterhalb der Burg fand sich sogar ein nahezu kompletter Einbaum von fast 9 m Länge.

Die hölzernen Gegenstände bieten Einblicke in Umweltgeschichte, technisch-handwerkliche Details und geben schließlich auch die Möglichkeit zur jahrgenauen Altersbestimmung (Dendrochronologie). Sie ermöglichen eine Verbindung archäologischer Befunde mit historischen Daten, z. B. verstärkten sich die Baumaßnahmen an der Brandenburg (4) in der Zeit zwischen der Bistumsgründung 948 und dem Slawenaufstand 983.



Bunte Glasfingerringe
von der Dominsel



Hakenpflugspuren vom
Alten Markt in Potsdam

Manche dieser Burgen wurden nach zeitweiser Eroberung im 10. Jh. kurzzeitig durch die ottonische Herrschaft weitergenutzt. In Havelland und Fläming ist die Einrichtung von Burgwarden auf slawischen Burgwällen belegt; archäologische Anhaltspunkte sind aber die Ausnahme (zu vermuten in Möritz [17]).

Im Kern bestanden die Wälle aus mit Erde gefüllten Holzkonstruktionen. Die der Potsdamer Burg (32), 1911 bei Niedrigwasser gefunden, bestand aus mit Erde gefüllten rost- und kastenförmigen Blockbauten. An der Innenseite standen hölzerne Blockhäuser. Zugehörige Siedlungsspuren und Bestattungen reichten bis zum Alten Markt; er wurde teilweise als Acker genutzt, wie Spuren des Hakenpfluges zeigen.

In spätslawischer Zeit, ab dem 11. Jh., wurden viele kleinere Burgen zugunsten großer, zentraler Anlagen wie der Brandenburg (4) aufgegeben. Hier finden sich Zeugnisse gehobener Lebensart, von Handwerk und Gewerbe, Handel und Austausch sowie heidnischer und später christlicher Kultstätten. Aus den Zentralburgen entwickelten sich Frühstädte, die durch Gewerbe, Handel, Herrschaft und Kult definiert sind, genau wie in der mittelalterlichen Stadt, bei welcher dann der Aspekt der städtisch-bürgerlichen „Freiheit“ hinzutritt.

Materielle Hinterlassenschaft

Frauen trugen Schmuck: Perlenketten, selten mit Karneol-, Bernstein- und Bergkristallperlen, dazu Ohrringe und Schläfenringe, massiv oder aus

Bronzeblech, selten aus Silber, sowie bunte Glasfingerringe. Man trug Messer am Gürtel. Eiserner Waffen wie Äxte, Schwerter, Lanzen und Reitzbehör wie Trensen, Sporen, Steigbügel sind Ausdruck der kriegerischen Lebenswelt.

Zum bäuerlichen Alltag gehörte Werkzeug wie Sicheln, Bohrer, Meißel, Pflugschare, aber auch Wetz- und Mahlsteine, tönerner Spinnwirtel und Webgewichte. Ergänzend kam eine große Vielzahl von Gegenständen aus Holz, Knochen und Geweih hinzu. In slawischem Zusammenhang sind oft exzellente Erhaltungsbedingungen für Holz und Knochen gegeben. So wurden in den Uferschichten der Havel bei der Potsdamer Burg (32) eine Holzkeule, eine Pflugschar, ein Hirsestampfer und viele andere Holzgegenstände sowie Knochenpfrieme gefunden. Gedrechselte Holzgefäße gehobener Qualität sind von der Brandenburger Dominsel (4) erhalten. Im „Alten See“ bei Ziesar (8) unterhalb der Burg fand sich sogar ein nahezu kompletter Einbaum von fast 9 m Länge.

Die hölzernen Gegenstände bieten Einblicke in Umweltgeschichte, technisch-handwerkliche Details und geben schließlich auch die Möglichkeit zur jahrgenauen Altersbestimmung (Dendrochronologie). Sie ermöglichen eine Verbindung archäologischer Befunde mit historischen Daten, z. B. verstärkten sich die Baumaßnahmen an der Brandenburg (4) in der Zeit zwischen der Bistumsgründung 948 und dem Slawenaufstand 983.



Bunte Glasfingerringe
von der Dominsel



Knochenflöten von der Dominsel

Die Masse der Funde stellt die Keramik. Für die frühslawische Zeit, das späte 7. und 8. Jh., ist unverzierte, handgemachte Keramik typisch. Durch Hölzer des Schmerzker Brunnens konnte sie auf 736 n. Chr. dendrodatiert werden. Gefäße mit Kammstrich-, Stich- und Stempelverzierung, auf drehbaren Untersätzen gefertigt und im oberen Teil nachgedreht, repräsentieren die mittelslawische Keramik im 9./10. Jh. In spätslawischer Zeit (11./12. Jh.) dominierte dann völlig die auf der schnell rotierenden Drehscheibe hergestellte und fast nur mit „Gurtfurchen“ verzierte Keramik. Individuelle Zeichen unter dem Boden sind wohl als Töpfermarken zu interpretieren, ihre Verbreitung gibt Einblick in kleinräumige Handelsbeziehungen.

Bestattungen und Kult

Gräber spielen als archäologische Quelle für die Slawenzeit eine untergeordnete Rolle. Brandgräber (z. B. in Saaringen [3] und Götz; Urnen aus Päwesin oder Prützke) sind schlecht auffindbar. Beigaben waren selten; das gilt auch für Körpergräber, die ab dem 10. Jh. aufkamen. Trotz Ost-West-Orientierung der Toten ist nicht unbedingt auf Christianisierung des Einzelnen zu schließen. Selten wurden sogenannte Charonspfennige bei-



Körpergrab mit Gefäß und Ohrring aus Plauerhof

gegeben (z. B. in Gräbern von Schmergow oder Fahrland). Ein Grab aus Schmergow (Münze Ottos I.) erlaubt einen Ansatz in die erste Hälfte des 10. Jhs., ein stratifiziertes Kindergrab von der Dominsel Brandenburg (4) scheint in die zweite Hälfte des 10. Jhs. zu gehören. Friedhöfe sind z. B. aus Brandenburg, Neustädtischer Markt 21/22, (Bestattung in West-Ost-Richtung mit spätslawischem Gefäß) und aus Potsdam (32), Alter Markt, (Frauengrab mit Bergkristallamulett, Bernsteinperlen und Ringschmuck) sowie besonders umfangreich aus Plauerhof bekannt. Große Friedhofsauschnitte konnten auch bei Fahrland, Phöben (29) und Brandenburg-Neuendorf ausgegraben werden; z. T. hatten die Gräber hölzerne Einbauten. Dass den Gräbern besonderer Erkenntniswert bezüglich der Menschen selber zukommt, zeigen die Ergebnisse der anthropologischen Forschung, z. B. anhand des Friedhofes von Plauerhof. Hier konnte eine Bevölkerung rekonstruiert werden, die in Alterstruktur und Lebenserwartung ärmlich wirkt, weil man unter schwierigen Umständen leben musste.

Schriftquellen überliefern zwar Namen und Aussehen von Götterfiguren, wie den des Triglav auf dem Brandenburger Marienberg. Funde, die sicher kultisch interpretiert werden könnten, ob heidnisch oder christlich,



Knochenflöten von der Dominsel

Die Masse der Funde stellt die Keramik. Für die frühslawische Zeit, das späte 7. und 8. Jh., ist unverzierte, handgemachte Keramik typisch. Durch Hölzer des Schmerzker Brunnens konnte sie auf 736 n. Chr. dendrodatiert werden. Gefäße mit Kammstrich-, Stich- und Stempelverzierung, auf drehbaren Untersätzen gefertigt und im oberen Teil nachgedreht, repräsentieren die mittelslawische Keramik im 9./10. Jh. In spätslawischer Zeit (11./12. Jh.) dominierte dann völlig die auf der schnell rotierenden Drehscheibe hergestellte und fast nur mit „Gurtfurchen“ verzierte Keramik. Individuelle Zeichen unter dem Boden sind wohl als Töpfermarken zu interpretieren, ihre Verbreitung gibt Einblick in kleinräumige Handelsbeziehungen.

Bestattungen und Kult

Gräber spielen als archäologische Quelle für die Slawenzeit eine untergeordnete Rolle. Brandgräber (z. B. in Saaringen [3] und Götz; Urnen aus Päwesin oder Prützke) sind schlecht auffindbar. Beigaben waren selten; das gilt auch für Körpergräber, die ab dem 10. Jh. aufkamen. Trotz Ost-West-Orientierung der Toten ist nicht unbedingt auf Christianisierung des Einzelnen zu schließen. Selten wurden sogenannte Charonspfennige bei-



Körpergrab mit Gefäß und Ohrring aus Plauerhof

gegeben (z. B. in Gräbern von Schmergow oder Fahrland). Ein Grab aus Schmergow (Münze Ottos I.) erlaubt einen Ansatz in die erste Hälfte des 10. Jhs., ein stratifiziertes Kindergrab von der Dominsel Brandenburg (4) scheint in die zweite Hälfte des 10. Jhs. zu gehören. Friedhöfe sind z. B. aus Brandenburg, Neustädtischer Markt 21/22, (Bestattung in West-Ost-Richtung mit spätslawischem Gefäß) und aus Potsdam (32), Alter Markt, (Frauengrab mit Bergkristallamulett, Bernsteinperlen und Ringschmuck) sowie besonders umfangreich aus Plauerhof bekannt. Große Friedhofsauschnitte konnten auch bei Fahrland, Phöben (29) und Brandenburg -Neuendorf ausgegraben werden; z. T. hatten die Gräber hölzerne Einbauten. Dass den Gräbern besonderer Erkenntniswert bezüglich der Menschen selber zukommt, zeigen die Ergebnisse der anthropologischen Forschung, z. B. anhand des Friedhofes von Plauerhof. Hier konnte eine Bevölkerung rekonstruiert werden, die in Alterstruktur und Lebenserwartung ärmlich wirkt, weil man unter schwierigen Umständen leben musste.

Schriftquellen überliefern zwar Namen und Aussehen von Götterfiguren, wie den des Triglav auf dem Brandenburger Marienberg. Funde, die sicher kultisch interpretiert werden könnten, ob heidnisch oder christlich,



Pferdchen von der Dominsel

sind kaum vorhanden. Eine Deutung der wenigen bekannten figürlichen Darstellungen in diesem Sinne, z. B. des Pferdchens aus Brandenburg an der Havel ist nicht mit Sicherheit möglich. Dennoch lassen sich Befunde wie die Deponierung ganzer und halbiertes Gefäße im Brunnen von Schmerzke kaum anders deuten.

Auch die auffallend häufig in Gewässern gefundenen Waffen, meist Schwerter und Lanzen (wie 1892 aus der Havel bei der Langen Brücke in Brandenburg gebaggert), aber auch Reitzubehör wie der Steigbügel von Pritzerbe (2), gehören hierher. Sie wurden wohl an Fluss- oder See-Übergangsstellen als Opfer, Bitte oder Dank für heile Überfahrt deponiert.

Glasierte Tonklappen und Toneier, bisweilen in Gräbern zu finden, waren weit aus dem Osten, aus Polen und der Kiewer Rus, hierher nach Brandenburg gelangt (z. B. aus einem Körpergrab von Neuendorf bei Brandenburg an der Havel). Mit ihnen verband sich in ihrem Herkunftsgebiet ein bestimmtes kultisches, wohl Fruchtbarkeits-Brauchtum. Ob dies aber auch hierzulande in gleicher Weise verstanden wurde, wissen Christliche Zeugnisse sind absolute Ausnahmen und kommen erst in spätslawischer Zeit vor. Aus Blech gefertigte Hohlkörper können z. B. als eine Art Reliquienbehälter gedient haben, wie ein Blechkreuz aus der Siedlung von Schmergow.



Blechkreuz aus Schmergow



Hortfund aus Potsdam-Tornow

Fernbeziehungen und Schatzfunde

Schriftquellen und Funde spiegeln eine hohe Mobilität von Waren und Personen insbesondere ab dem 10. Jh. wider. Slawische Krieger wurden 982 Zeugen der Niederlage Kaiser Ottos II. gegen die Araber in Süditalien, was eventuell den Anlass für den Slawenaufstand von 983 lieferte. Europaweite Beziehungen zeigen sich im Fundgut: Partner im Norden waren das



Pferdchen von der Dominsel

sind kaum vorhanden. Eine Deutung der wenigen bekannten figürlichen Darstellungen in diesem Sinne, z. B. des Pferdchens aus Brandenburg an der Havel ist nicht mit Sicherheit möglich. Dennoch lassen sich Befunde wie die Deponierung ganzer und halbiertes Gefäße im Brunnen von Schmerzke kaum anders deuten.

Auch die auffallend häufig in Gewässern gefundenen Waffen, meist Schwerter und Lanzen (wie 1892 aus der Havel bei der Langen Brücke in Brandenburg gebaggert), aber auch Reitzubehör wie der Steigbügel von Pritzerbe (2), gehören hierher. Sie wurden wohl an Fluss- oder See-Übergangsstellen als Opfer, Bitte oder Dank für heile Überfahrt deponiert.

Glasierte Tonklappen und Toneier, bisweilen in Gräbern zu finden, waren weit aus dem Osten, aus Polen und der Kiewer Rus, hierher nach Brandenburg gelangt (z. B. aus einem Körpergrab von Neuendorf bei Brandenburg an der Havel). Mit ihnen verband sich in ihrem Herkunftsgebiet ein bestimmtes kultisches, wohl Fruchtbarkeits-Brauchtum. Ob dies aber auch hierzulande in gleicher Weise verstanden wurde, wissen Christliche Zeugnisse sind absolute Ausnahmen und kommen erst in spätslawischer Zeit vor. Aus Blech gefertigte Hohlkörper können z. B. als eine Art Reliquienbehälter gedient haben, wie ein Blechkreuz aus der Siedlung von Schmergow.



Blechkreuz aus Schmergow



Hortfund aus Potsdam-Tornow

Fernbeziehungen und Schatzfunde

Schriftquellen und Funde spiegeln eine hohe Mobilität von Waren und Personen insbesondere ab dem 10. Jh. wider. Slawische Krieger wurden 982 Zeugen der Niederlage Kaiser Ottos II. gegen die Araber in Süditalien, was eventuell den Anlass für den Slawenaufstand von 983 lieferte. Europaweite Beziehungen zeigen sich im Fundgut: Partner im Norden waren das

dem Planum legte man gezielt und vorsichtig die Bereiche, in denen wiederum die Gräben ermittelt wurden, tiefer, bis die Befunde zufriedenstellend erkennbar waren. Um eventuelle weitere Befunde nicht zu übersehen, wurde anschließend ein breiter Bereich entsprechend tiefer gegraben.

Die Befunde – neben den Gräben handelt es sich um Gruben und Pfosten – datieren in die Stichbandkeramik (um 4700 v. Chr.), die jüngere Trichterbecherkultur (um 3100 v. Chr.) und z. T. auch in die jüngere Bronze- und in die frühe Eisenzeit (um 700 v. Chr.). Interessanterweise konzentrieren sich die stichbandkeramischen Gruben ausschließlich im Zentrum sowie außerhalb der Anlage, der Bereich hinter dem inneren Graben bleibt auch in den anderen Perioden befundleer.

Die für mittelneolithische Kreisgrabenanlagen typischen Gräben sind noch bis zu 2 m tief erhalten. Die Eintiefung in unterschiedlich beschaffenen Untergrund wirkte sich auf den Arbeitseinsatz aus: Während eine Person den äußeren Graben (Sand) freilegte, waren für die gleiche Arbeit beim inneren Graben (Geschiebemergel) vier Personen notwendig. Diesen unterschiedlichen Bodenbedingungen mussten auch die Erbauer der Anlage vor knapp 7000 Jahren Rechnung tragen.

Die Datierung und archäologische Kulturzugehörigkeit ergibt sich aus einer stichbandkeramischen Scherbe, die sich knapp über der Sohle des inneren Grabens fand. Die schmalen inneren Gräben, vermutlich Palisadengräben, konnten nur noch in einem Fall als nach dem Abtrocknen des Planums für zwei Stunden sichtbare Spur erkannt werden.

Ein Wall hat zwischen den Gräben ganz offensichtlich nicht bestanden. Ob die Befundleere hinter dem inneren Graben – also im Bereich der Palisade und auch noch weiter – darauf schließen lässt, dass hier ein Wall vorhanden und auch in späteren Perioden noch so mächtig war, dass er eine Eingrabung von Gruben bis in eine heute noch erkennbare Tiefe verhinderte, bleibt bei der geringen Größe der Grabungsfläche unsicher.

Zweifellos ist die Anlage von Bochow den mittelneolithischen Kreisgrabenanlagen an die Seite zu stellen. Die Sandlössgebiete um Bochow waren im Mittelneolithikum also keine nur temporär von Bauern aufgesuchten Areale, sondern sind mit der Kreisgrabenanlage als Zentrum und den darum liegenden stichbandkeramischen Siedlungsstellen ebenso als mittelneolithische Siedlungskammer anzusehen, wie dies beispielsweise im Isarmündungsgebiet nachgewiesen werden konnte.

210 Bochow: Neolithische Kreisgrabenanlage

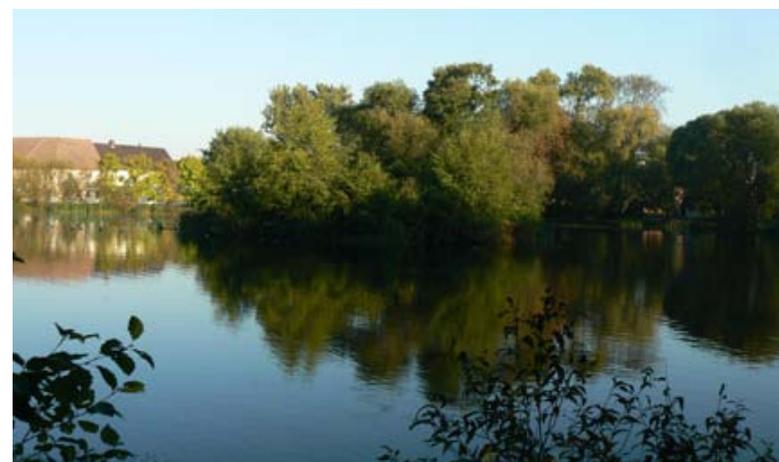
Borgisdorf: Mittelalterlicher Turmhügel und romanische Dorfkirche

i

A **Anfahrt:** Auf der A9 die Ausfahrt 5 nehmen und der B 102 Richtung Treuenbrietzen/Niemegk bzw. Baruth/Markendorf für ca. 36 km folgen. Dann rechts auf die B 101 nach Herzberg/Dahme abbiegen. Nach ca. 6,2 km links auf die L 715 bzw. Dorfstraße fahren und der Straße für ca. 1,5 km folgen. Der Turmhügel befindet sich auf einer kleinen Insel im Teich.

📷 **Zu besichtigen:** Angerdorf mit zentralem Dorfteich, darin ein mittelalterlicher Turmhügel. Westlich des Dorfteiches befindet sich die romanische Dorfkirche mit neuzeitlichem Turm.

26 Im Zentrum von Borgisdorf laden gleich zwei Denkmale zu einer Entdeckungstour ein: ein mittelalterlicher Turmhügel im Dorfteich und westlich davon die romanische Dorfkirche. Borgisdorf – erstmals 1285/93 urkundlich erwähnt – wurde sehr wahrscheinlich im Zuge der geschickten Siedlungspolitik des Magdeburger Erzbischofs Wichmann angelegt. Als Beleg für die Gründung des Dorfes durch flämische Siedler kann ein Erdwall westlich des Ortes gewertet werden. Dieser bildete einen Schutz gegen das Wasser der Schneeschmelze.



Mittelalterlicher Turmhügel im Dorfteich

Borgisdorf: Mittelalterlicher Turmhügel und romanische Dorfkirche **211**

Im Dorfteich von Borgisdorf liegt mittig ein künstlicher Hügel von ca. 25 m Durchmesser, der heute eine Höhe von 2 bis 3 m über dem Wasserspiegel aufweist. Als man im Jahr 1913 den Dorfteich entschlammte, entstand folgende Notiz: „Ein breiter und tiefer Graben umgibt die Insel; von Osten führt ein Damm zur Insel“. Beide Aussagen konnten bisher nicht bestätigt werden, da auch in jüngster Zeit keine Untersuchungen am Turmhügel stattfanden. Eine schematische Skizze mit Schnitt des Turmhügels im Archiv des Landesamtes zeigt eine Höhe von ca. 8 m vom Plateau bis zur Grabensohle. Damit entspricht der Turmhügel von Borgisdorf in seiner Höhe und dem Durchmesser demjenigen von Liepe (zwischen Wahlsdorf und Buckow); jedoch ist die Lage des Borgisdorfer Turmhügels im Dorfteich für den Landkreis Teltow-Fläming singulär. Auf dem Plateau dürfte im Mittelalter ein hölzerner oder steinerner Turm gestanden haben, der als befestigter Wohnsitz diente.



Die romanische Dorfkirche von Borgisdorf

Gleich westlich des Dorfteiches liegt die Dorfkirche. Sie wies ehemals eine Dreigliederung in Hauptschiff, eingezogenen Chor und Apsis auf, aber die Apsis wurde wegen Baufälligkeit wahrscheinlich schon im 18. Jh. abgetragen. 1896/97 erfolgten der Anbau des Ziegelturmes und die Neugestaltung des Eingangs von Westen, wobei die bisherige Eingangstür und die Priesterpforte an der Südseite von Hauptschiff und Chor zugemauert wurden. Das Mauerwerk von Hauptschiff und Chor besteht aus einer sorgfältigen Quaderreihung und datiert den Bau in die Romanik.

Im Zuge von Sanierungsmaßnahmen im Kircheninneren seit 1995 wurde zahlreiches Fundmaterial geborgen. Die Kleinfunde werfen ein interessantes Licht auf die Menschen, die das Gotteshaus aufsuchten. Was verloren ging, rutschte durch die Dielenfugen und sammelte sich in den Fußbodenschichten an: Münzen, Stecknadeln, Knöpfe, Beschläge von ledergebundenen Büchern, Kammfragmente, Knochenschmuck und Tonmurmeln. Des Weiteren fanden sich Reste von Schnupftabakdosen, Kettchen und andere Metallobjekte, ein kleines Schälchen aus Metall und eine Bernsteinperle. Unter den Keramikscherben dominieren solche der glasierten Irdenware und der harten Grauware, doch es sind auch ältere Perioden vertreten. Die klein fragmentierte, unverzierte urgeschichtliche Keramik datiert wahrscheinlich in die Eisenzeit, die slawische Keramik in das 10. und 11. Jh.

Von Umbauphasen zeugen stark mit Mörtelteilen angereicherte Schuttschichten, die vor allem Fragmente von Dachziegeln, Putzteile mit Relief und Farbresten sowie Glasscherben und Bleifragmente von Bleiglasfenstern enthielten. An vielen Stellen des Kirchenschiffes wurden Reste alter Dielenfußböden angetroffen.

Im untersten Planum der Ausgrabungen spiegeln sich die verschiedenen Bauaktivitäten wider. Umfangreiche Erdarbeiten dürften bei der Tieferlegung des Fundamentes an der Südseite (um 1857) stattgefunden haben, wodurch der Fundamentsockel verändert wurde. Mit dem Einbau der Emporen mussten deren Stützpfeiler unterfangen werden und es ist anzunehmen, dass auch ein Umbau der Bankreihen unter den Emporen stattfand. Weitere Erdeingriffe waren mit der Einbringung des Ziegelfußbodens und der Neugestaltung des Haupteinganges von Westen nach dem Bau des Kirchturms 1896/97 verbunden. Die meisten Baumaßnahmen an der Südwand lassen sich durch Funde von glasierter Irdenware und anhand der Münzen in die Zeit zwischen 1650 und 1900 datieren.

Im Dorfteich von Borgisdorf liegt mittig ein künstlicher Hügel von ca. 25 m Durchmesser, der heute eine Höhe von 2 bis 3 m über dem Wasserspiegel aufweist. Als man im Jahr 1913 den Dorfteich entschlammte, entstand folgende Notiz: „Ein breiter und tiefer Graben umgibt die Insel; von Osten führt ein Damm zur Insel“. Beide Aussagen konnten bisher nicht bestätigt werden, da auch in jüngster Zeit keine Untersuchungen am Turmhügel stattfanden. Eine schematische Skizze mit Schnitt des Turmhügels im Archiv des Landesamtes zeigt eine Höhe von ca. 8 m vom Plateau bis zur Grabensohle. Damit entspricht der Turmhügel von Borgisdorf in seiner Höhe und dem Durchmesser demjenigen von Liepe (zwischen Wahlsdorf und Buckow); jedoch ist die Lage des Borgisdorfer Turmhügels im Dorfteich für den Landkreis Teltow-Fläming singulär. Auf dem Plateau dürfte im Mittelalter ein hölzerner oder steinerner Turm gestanden haben, der als befestigter Wohnsitz diente.



Die romanische Dorfkirche von Borgisdorf

Gleich westlich des Dorfteiches liegt die Dorfkirche. Sie wies ehemals eine Dreigliederung in Hauptschiff, eingezogenen Chor und Apsis auf, aber die Apsis wurde wegen Baufälligkeit wahrscheinlich schon im 18. Jh. abgetragen. 1896/97 erfolgten der Anbau des Ziegelturmes und die Neugestaltung des Eingangs von Westen, wobei die bisherige Eingangstür und die Priesterpforte an der Südseite von Hauptschiff und Chor zugemauert wurden. Das Mauerwerk von Hauptschiff und Chor besteht aus einer sorgfältigen Quaderreihung und datiert den Bau in die Romanik.

Im Zuge von Sanierungsmaßnahmen im Kircheninneren seit 1995 wurde zahlreiches Fundmaterial geborgen. Die Kleinfunde werfen ein interessantes Licht auf die Menschen, die das Gotteshaus aufsuchten. Was verloren ging, rutschte durch die Dielenfugen und sammelte sich in den Fußbodenschichten an: Münzen, Stecknadeln, Knöpfe, Beschläge von ledergebundenen Büchern, Kammfragmente, Knochenschmuck und Tonmurmeln. Des Weiteren fanden sich Reste von Schnupftabakdosen, Kettchen und andere Metallobjekte, ein kleines Schälchen aus Metall und eine Bernsteinperle. Unter den Keramikscherben dominieren solche der glasierten Irdenware und der harten Grauware, doch es sind auch ältere Perioden vertreten. Die klein fragmentierte, unverzierte urgeschichtliche Keramik datiert wahrscheinlich in die Eisenzeit, die slawische Keramik in das 10. und 11. Jh.

Von Umbauphasen zeugen stark mit Mörtelteilen angereicherte Schuttschichten, die vor allem Fragmente von Dachziegeln, Putzteile mit Relief und Farbresten sowie Glasscherben und Bleifragmente von Bleiglasfenstern enthielten. An vielen Stellen des Kirchenschiffes wurden Reste alter Dielenfußböden angetroffen.

Im untersten Planum der Ausgrabungen spiegeln sich die verschiedenen Bauaktivitäten wider. Umfangreiche Erdarbeiten dürften bei der Tieferlegung des Fundamentes an der Südseite (um 1857) stattgefunden haben, wodurch der Fundamentsockel verändert wurde. Mit dem Einbau der Emporen mussten deren Stützpfiler unterfangen werden und es ist anzunehmen, dass auch ein Umbau der Bankreihen unter den Emporen stattfand. Weitere Erdeingriffe waren mit der Einbringung des Ziegelfußbodens und der Neugestaltung des Haupteinganges von Westen nach dem Bau des Kirchturms 1896/97 verbunden. Die meisten Baumaßnahmen an der Südwand lassen sich durch Funde von glasierter Irdenware und anhand der Münzen in die Zeit zwischen 1650 und 1900 datieren.

Die Auswertung der 49 gefundenen Münzen gibt eine wichtige Datierungshilfe für die bisher rekonstruierten Bauphasen der Kirche. Die ältesten Münzen datieren in das frühe 14. Jh. und sind ein Beleg für die Erbauung der Kirche im ausgehenden 13. oder frühen 14. Jh., also unmittelbar zur Zeit oder kurz nach der Ortsgründung. In der Stückzahl überwiegen die Münzen des (17.–19. Jhs.), die aus umgestalteten Bereichen an der Süd- und Westseite der Kirche stammen. Zusammen mit dem gestörten Fundamentbereich, dem Vorkommen von Ziegelbruch und der Häufung von neuzeitlichen Keramikgattungen (Irdenware und Steinzeug) datieren sie den Einbau der Emporen in das ausgehende 17. und beginnende 18. Jh. Die Schlussmünze, ein bayerischer Kreuzer von 1856, korrespondiert sehr gut mit der Umbauphase ab 1857 und dem überlieferten Einbau des Ziegelfußbodens im Jahr 1860.

Ihlow: Ein slawischer Burgwall



Anfahrt: Auf der A 13 die Ausfahrt 8 nehmen und auf der B 87 in Richtung Luckau fahren. Nach ca. 11 km rechts auf die B 102 abbiegen. Bei Illmersdorf auf die L 713 fahren, dem Straßenverlauf bis zu einem befestigten Feldweg links folgen. Diesen Weg bis zum

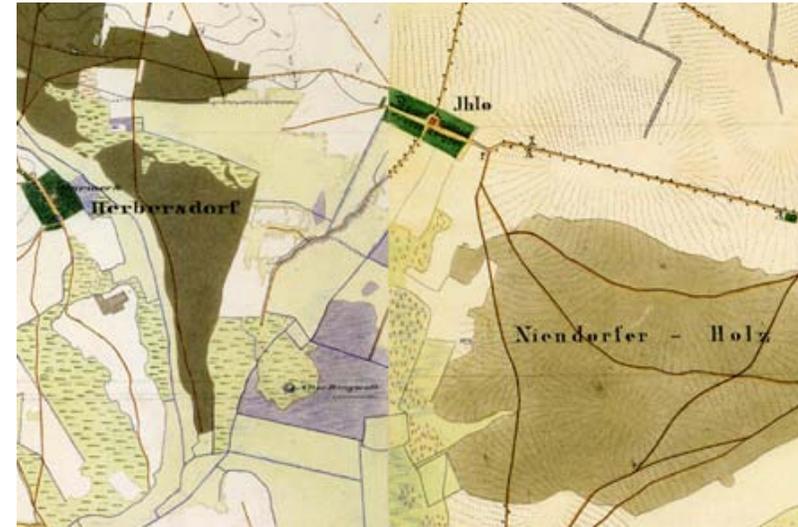
Ende fahren und noch ca. 400 m zu Fuß gehen. Der Burgwall befindet sich auf der rechten Seite auf dem Acker.

Zu besichtigen: Slawenzeitlicher Burgwall

27 Inmitten einer ehemals sumpfigen Niederung, 2,5 km südwestlich des Ortes Ihlow, liegt der heute baumbestandene slawische Burgwall „Borchhold“. Er wurde erst 1846 als „Borgel“ erstmals genannt.

Der leicht oval gestreckte Rundwall mit einem Durchmesser von 35 bis 40 m ist gut erhalten und stellenweise noch bis zu 2,5 m hoch. Der fast ganz umlaufende Graben führt zeitweise noch Wasser. Eine Verbindung zum festen Land ist im Norden zu erkennen, ein Tor allerdings nicht. Seit 1939 sind hier mehrfach typische Keramikscherben als Oberflächenfunde geborgen worden, die die slawische Datierung des Burgwalls erhärten. Eine Mahlsteinhälfte belegt die Verarbeitung von Getreide.

214 Ihlow: Ein slawischer Burgwall



Urmesstischblatt 4145/4146 von Jhlow aus dem Jahr 1851 bzw. 1847

Bärwalde: Mittelalterliche Burg



Anfahrt: Über die B 102 fahren und den Schildern nach Luckau folgen. Beim Abzweig Schönewalde auf der L 713 über Reinsdorf, Wiepersdorf und Kossin bis nach Bärwalde weiterfahren. In Bärwalde rechts auf die Dorfstraße abbiegen. Nach ca. 600 m befindet

sich auf der rechten Seite die Burg. Davor gibt es einen Parkplatz.

Zu besichtigen: Mittelalterliche Burganlage und slawenzeitlicher Burgwall

28 Das Dorf Bärwalde liegt im äußersten Süden des Landkreises Teltow-Fläming, ca. 12 km südwestlich von Dahme. 1357 ist erstmals eine „Feste“ erwähnt, während der Ort – heute ein Straßendorf – erst 1472 als „Städtchen“ genannt wird. Die mittelalterliche Burg Bärwalde liegt in einer sumpfigen Niederung ca. 800 m südwestlich des Dorfes und ist über einen Damm erreichbar. Im Mittelalter muss der Ort eine hervorragende

Bärwalde: Mittelalterliche Burg 215

Die Auswertung der 49 gefundenen Münzen gibt eine wichtige Datierungshilfe für die bisher rekonstruierten Bauphasen der Kirche. Die ältesten Münzen datieren in das frühe 14. Jh. und sind ein Beleg für die Erbauung der Kirche im ausgehenden 13. oder frühen 14. Jh., also unmittelbar zur Zeit oder kurz nach der Ortsgründung. In der Stückzahl überwiegen die Münzen des (17.–19. Jhs.), die aus umgestalteten Bereichen an der Süd- und Westseite der Kirche stammen. Zusammen mit dem gestörten Fundamentbereich, dem Vorkommen von Ziegelbruch und der Häufung von neuzeitlichen Keramikgattungen (Irdenware und Steinzeug) datieren sie den Einbau der Emporen in das ausgehende 17. und beginnende 18. Jh. Die Schlussmünze, ein bayerischer Kreuzer von 1856, korrespondiert sehr gut mit der Umbauphase ab 1857 und dem überlieferten Einbau des Ziegelfußbodens im Jahr 1860.

Ihlow: Ein slawischer Burgwall



Anfahrt: Auf der A 13 die Ausfahrt 8 nehmen und auf der B 87 in Richtung Luckau fahren. Nach ca. 11 km rechts auf die B 102 abbiegen. Bei Illmersdorf auf die L 713 fahren, dem Straßenverlauf bis zu einem befestigten Feldweg links folgen. Diesen Weg bis zum

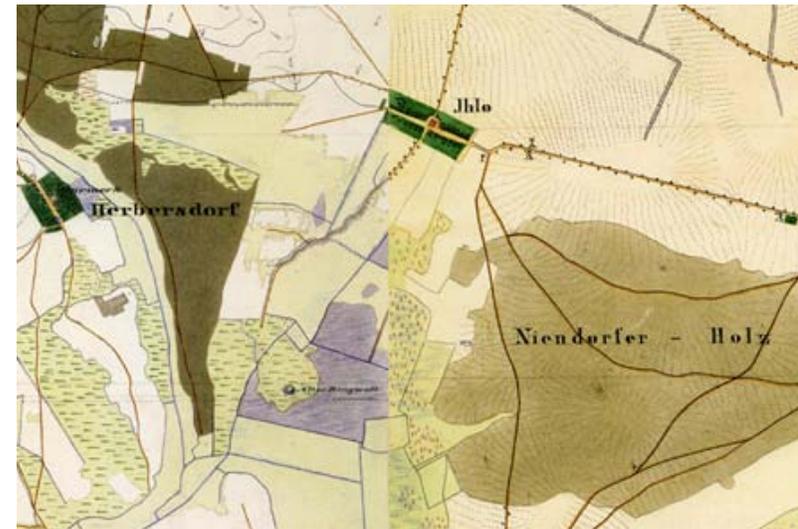
Ende fahren und noch ca. 400 m zu Fuß gehen. Der Burgwall befindet sich auf der rechten Seite auf dem Acker.

Zu besichtigen: Slawenzeitlicher Burgwall

27 Inmitten einer ehemals sumpfigen Niederung, 2,5 km südwestlich des Ortes Ihlow, liegt der heute baumbestandene slawische Burgwall „Borchhold“. Er wurde erst 1846 als „Borgel“ erstmals genannt.

Der leicht oval gestreckte Rundwall mit einem Durchmesser von 35 bis 40 m ist gut erhalten und stellenweise noch bis zu 2,5 m hoch. Der fast ganz umlaufende Graben führt zeitweise noch Wasser. Eine Verbindung zum festen Land ist im Norden zu erkennen, ein Tor allerdings nicht. Seit 1939 sind hier mehrfach typische Keramikscherben als Oberflächenfunde geborgen worden, die die slawische Datierung des Burgwalls erhärten. Eine Mahlsteinhälfte belegt die Verarbeitung von Getreide.

214 Ihlow: Ein slawischer Burgwall



Urmesstischblatt 4145/4146 von Jhlow aus dem Jahr 1851 bzw. 1847

Bärwalde: Mittelalterliche Burg



Anfahrt: Über die B 102 fahren und den Schildern nach Luckau folgen. Beim Abzweig Schönewalde auf der L 713 über Reinsdorf, Wiepersdorf und Kossin bis nach Bärwalde weiterfahren. In Bärwalde rechts auf die Dorfstraße abbiegen. Nach ca. 600 m befindet

sich auf der rechten Seite die Burg. Davor gibt es einen Parkplatz.

Zu besichtigen: Mittelalterliche Burganlage und slawenzeitlicher Burgwall

28 Das Dorf Bärwalde liegt im äußersten Süden des Landkreises Teltow-Fläming, ca. 12 km südwestlich von Dahme. 1357 ist erstmals eine „Feste“ erwähnt, während der Ort – heute ein Straßendorf – erst 1472 als „Städtchen“ genannt wird. Die mittelalterliche Burg Bärwalde liegt in einer sumpfigen Niederung ca. 800 m südwestlich des Dorfes und ist über einen Damm erreichbar. Im Mittelalter muss der Ort eine hervorragende

Bärwalde: Mittelalterliche Burg 215



Burgruine Bärwalde

strategische Position besessen haben, denn mitten in der sumpfigen Niederungslandschaft des Schweinitzer Fließes wurde eine große zweiteilige Burganlage errichtet. Zwei nebeneinander liegende langrechteckige Erdhügel von 120 m x 60 m bzw. 120 m x 45 m sind von breiten Wassergräben umgeben. Auf dem großen Plateau befinden sich Reste der mittelalterlichen Burg, des Herrenhauses sowie ein sogenanntes Verwalterhaus.

Bis heute ist nicht genau bekannt, ob die Burg von sächsischen oder brandenburgischen Adligen oder von Erzbischof Wichmann von Magdeburg gegründet und ausgebaut wurde. Bemerkenswert ist, dass das sogenannte „Ländchen Bärwalde“ seit dem 14. Jh. eine brandenburgische Exklave im sächsischen Territorium blieb. Nach wechselnden Besitzern im Spätmittelalter rückte Bärwalde erst wieder ab 1780 in das öffentliche Bewusstsein, als der Grundbesitz an die Familie von Arnim überging. Bettina von Arnim, deren Wirken hauptsächlich mit Wiepersdorf in Verbindung gebracht wird, weilte oft in Bärwalde.

Zu jener Zeit erfolgte der Umbau zu einem Schloss, welches bis 1945 stand. Um 1950 wurde das Gebäude für Neuansiedler in Bärwalde als Steinbruch freigegeben und sukzessive abgetragen. Dabei kam ein aus

dem Mittelalter stammender Turm zutage, dessen Baumaterial – Raseneisenstein – für die Bedürfnisse der Nachkriegszeit wohl nicht nutzbar war. Raseneisenstein ist ein Baumaterial, das in dieser Gegend häufig anzutreffen ist, so sind u. a. in der Stadtmauer in Dahme oder auch in der Einfriedungsmauer des jüdischen Friedhofs im nahe gelegenen Meinsdorf sowie am Turm der Rietdorfer Kirche Raseneisensteine verwendet worden.

Im Jahr 1787 wurden im Schloss Wiepersdorf Supraporten mit der Ansicht des Bärwalder Schlosses geschaffen, bei denen es sich wahrscheinlich um eine zeitgenössische Darstellung desselben handelt. Darauf ist ein L-förmiger, mit rotem Dach bekrönter und in einem hellen Ockerton gehaltener dreistöckiger Bau zu erkennen, der zum Innenhof einen kleinen Vorbau aufweist.

Mit dem Ziel, die Anlage touristisch zu erschließen, begann 1996 die schrittweise Sanierung und Sicherung. Zuerst wurde die Vegetation ausgeleuchtet und aus den Kelleranlagen der Schutt beseitigt. 1998 erfolgte die Reparatur des Turms, der auseinanderzubrechen drohte. Das bis dahin behelfsmäßig angebrachte Notdach wurde durch ein neues, allerdings in seiner Form frei rekonstruiertes Dach ersetzt. Parallel dazu begann eine Vermessung der Burganlage, um Bau und archäologische Befunde besser dokumentieren zu können.

Im Jahr 2001 war hinter einer Türbogennische an der Südostecke des Turmes ein Erdprofil freigelegt worden, das direkt an den Turm und dessen Fundament anschloss. Es zeigte sich, dass die Stratigrafie nicht auf dem heutigen Niveau des Kellerfußbodens endet, sondern sich nach unten hin fortsetzt. Das 2,5 m hohe Profil ergab eine Stratigrafie von 16 Schichten und schließt die Baugrube des Turmes ein. Aus den untersten Schichten stammt mittelslawische Keramik mit Wellenlinien und Tannenzweigmuster, wobei die unterste Schicht möglicherweise als rein slawisch angesprochen werden kann.

Ob in slawischer Zeit an dieser Stelle schon ein Burgwall bestanden hat, kann wegen der starken Überformung des Geländes im Mittelalter derzeit nicht gesagt werden. Betrachtet man aber die mächtigen Erdmassen beider Burgplateaus, ist es sehr wahrscheinlich, dass es an dieser Stelle schon eine große slawische Wallanlage gab, deren Erdmassen dann umgeformt wurden.



Burgruine Bärwalde

strategische Position besessen haben, denn mitten in der sumpfigen Niederungslandschaft des Schweinitzer Fließes wurde eine große zweiteilige Burganlage errichtet. Zwei nebeneinander liegende langrechteckige Erdhügel von 120 m x 60 m bzw. 120 m x 45 m sind von breiten Wassergräben umgeben. Auf dem großen Plateau befinden sich Reste der mittelalterlichen Burg, des Herrenhauses sowie ein sogenanntes Verwalterhaus.

Bis heute ist nicht genau bekannt, ob die Burg von sächsischen oder brandenburgischen Adligen oder von Erzbischof Wichmann von Magdeburg gegründet und ausgebaut wurde. Bemerkenswert ist, dass das sogenannte „Ländchen Bärwalde“ seit dem 14. Jh. eine brandenburgische Exklave im sächsischen Territorium blieb. Nach wechselnden Besitzern im Spätmittelalter rückte Bärwalde erst wieder ab 1780 in das öffentliche Bewusstsein, als der Grundbesitz an die Familie von Arnim überging. Bettina von Arnim, deren Wirken hauptsächlich mit Wiepersdorf in Verbindung gebracht wird, weilte oft in Bärwalde.

Zu jener Zeit erfolgte der Umbau zu einem Schloss, welches bis 1945 stand. Um 1950 wurde das Gebäude für Neuansiedler in Bärwalde als Steinbruch freigegeben und sukzessive abgetragen. Dabei kam ein aus

dem Mittelalter stammender Turm zutage, dessen Baumaterial – Raseneisenstein – für die Bedürfnisse der Nachkriegszeit wohl nicht nutzbar war. Raseneisenstein ist ein Baumaterial, das in dieser Gegend häufig anzutreffen ist, so sind u. a. in der Stadtmauer in Dahme oder auch in der Einfriedungsmauer des jüdischen Friedhofs im nahe gelegenen Meinsdorf sowie am Turm der Rietdorfer Kirche Raseneisensteine verwendet worden.

Im Jahr 1787 wurden im Schloss Wiepersdorf Supraporten mit der Ansicht des Bärwalder Schlosses geschaffen, bei denen es sich wahrscheinlich um eine zeitgenössische Darstellung desselben handelt. Darauf ist ein L-förmiger, mit rotem Dach bekrönter und in einem hellen Ockerton gehaltener dreistöckiger Bau zu erkennen, der zum Innenhof einen kleinen Vorbau aufweist.

Mit dem Ziel, die Anlage touristisch zu erschließen, begann 1996 die schrittweise Sanierung und Sicherung. Zuerst wurde die Vegetation ausgeleuchtet und aus den Kelleranlagen der Schutt beseitigt. 1998 erfolgte die Reparatur des Turms, der auseinanderzubrechen drohte. Das bis dahin behelfsmäßig angebrachte Notdach wurde durch ein neues, allerdings in seiner Form frei rekonstruiertes Dach ersetzt. Parallel dazu begann eine Vermessung der Burganlage, um Bau- und archäologische Befunde besser dokumentieren zu können.

Im Jahr 2001 war hinter einer Türbogennische an der Südostecke des Turmes ein Erdprofil freigelegt worden, das direkt an den Turm und dessen Fundament anschloss. Es zeigte sich, dass die Stratigrafie nicht auf dem heutigen Niveau des Kellerfußbodens endet, sondern sich nach unten hin fortsetzt. Das 2,5 m hohe Profil ergab eine Stratigrafie von 16 Schichten und schließt die Baugrube des Turmes ein. Aus den untersten Schichten stammt mittelslawische Keramik mit Wellenlinien und Tannenzweigmuster, wobei die unterste Schicht möglicherweise als rein slawisch angesprochen werden kann.

Ob in slawischer Zeit an dieser Stelle schon ein Burgwall bestanden hat, kann wegen der starken Überformung des Geländes im Mittelalter derzeit nicht gesagt werden. Betrachtet man aber die mächtigen Erdmassen beider Burgplateaus, ist es sehr wahrscheinlich, dass es an dieser Stelle schon eine große slawische Wallanlage gab, deren Erdmassen dann umgeformt wurden.

Kummersdorf-Gut: Die Heeresversuchsanstalt der Reichswehr und der Wehrmacht

i

Anfahrt: Auf der A 10 die Ausfahrt 12 nehmen und über die B 96 Richtung Zossen fahren. In Zossen rechts auf die Luckenwalder Straße abbiegen und der L 791/L 79 über Mellensee und Am Mellensee bis nach Klausdorf folgen. In Klausdorf rechts auf die L 74/L 70 abbiegen und dem Straßenverlauf bis nach Kummersdorf Gut, Konsumstraße 5, folgen.

Adresse:
Konsumstr. 5
15838 Am Mellensee, OT Kummersdorf-Gut

Öffnungszeiten: So 13.00–17.00 Uhr
Die ständige Ausstellung ist wegen Umgestaltung bis auf Weiteres geschlossen, Führungen durch das Gelände finden statt (Termine unter www.museum-kummersdorf.de; Anmeldung: 03 37 03/770 48)

Zu besichtigen: Militärgelände und Museum Heeresversuchsanstalt (56)

48 In Brandenburg gibt es viele Hinterlassenschaften der deutschen Militärgeschichte, wie z. B. Kasernen, Truppenübungs- und Militärflugplätze, die Militäreisenbahn, Bunker und Festungen bis hin zu Grenzanlagen der DDR.

Von besonderer Bedeutung ist eine zentrale Forschungs- und Versuchsstelle des Deutschen Reiches von 1875 bis 1945 in Kummersdorf-Gut. Hier wurde entwickelt und getestet, was das Militär brauchte, von Ausrüstung über Fahrzeuge bis zu Waffen aller Art. Diese Anlage ist vor allem historisches Zeugnis der Vorbereitung und Führung der industrialisierten Kriege durch das Deutsche Reich. Zur Erforschung ist auch die Archäologie gefragt, hinterlassen doch alle Zeiten materielle Reste, die mit archäologischen Methoden als Quellen zur Entstehung und Entwicklung der heutigen Kulturlandschaft sowie für das heutige Geschichtsverständnis erschlossen werden können. Für Anlagen aus der Zeit des Nationalsozialismus liegt eine „atypische Quellenlage“ vor, da viele schriftliche Zeugnisse durch Kriegseinwirkung oder absichtlich vernichtet wurden. Daher ist das Gelände nicht nur wegen einiger Bronzezeit-Siedlungen und Gräberfelder, die beim Bau entdeckt wurden, sondern gerade auch als Bodendenkmal der Neuzeit in die Denkmalliste des Landes Brandenburg eingetragen.

Schon im Kaiserreich wurde Kummersdorf als Standort militärischer Großforschung durch die Königliche Militäreisenbahn mit Berlin-Schöneberg verbunden (1875).

Beide Komponenten des industrialisierten Massenkrieges, Motorkraft und artilleristische Zerstörungskraft, lassen sich anhand der Bodendenkmale in Kummersdorf exemplarisch dokumentieren. Bei Gottow, am Rande der Versuchsstelle, entstand Ende der 1920er Jahre eine hochmoderne „Zentralstelle für Heeresphysik und Heereschemie“. Mit dem Wiederaufbau der Wehrmacht seit 1935 erlebte die Heeresversuchsstelle einen Bedeutungszuwachs und eine enorme personelle Aufstockung. Schließlich arbeiteten während des Zweiten Weltkrieges bis zu 1000 Wissenschaftler und Techniker in Kummersdorf.

Aufgabe der heutigen Forschung ist es zu untersuchen, wie die Versuchsstelle in das nationalsozialistische System der Ausbeutung von Zwangsarbeitern, Häftlingen aus Konzentrationslagern und Kriegsgefangenen eingebunden war. Die hier seit 1930 unter strengster Geheimhaltung betriebene Raketenentwicklung hat zwar enorme internationale Bedeutung für die Geschichte der Luft- und Raumfahrt, aber zunächst



Raketenprüfstand der Heeresversuchsanstalt Kummersdorf

Kummersdorf-Gut: Die Heeresversuchsanstalt der Reichswehr und der Wehrmacht

i

Anfahrt: Auf der A 10 die Ausfahrt 12 nehmen und über die B 96 Richtung Zossen fahren. In Zossen rechts auf die Luckenwalder Straße abbiegen und der L 791/L 79 über Mellensee und Am Mellensee bis nach Klausdorf folgen. In Klausdorf rechts auf die L 74/L 70 abbiegen und dem Straßenverlauf bis nach Kummersdorf Gut, Konsumstraße 5, folgen.

Adresse:
Konsumstr. 5
15838 Am Mellensee, OT Kummersdorf-Gut

Öffnungszeiten: So 13.00–17.00 Uhr
Die ständige Ausstellung ist wegen Umgestaltung bis auf Weiteres geschlossen, Führungen durch das Gelände finden statt (Termine unter www.museum-kummersdorf.de; Anmeldung: 03 37 03/770 48)

Zu besichtigen: Militärgelände und Museum Heeresversuchsanstalt (56)

48 In Brandenburg gibt es viele Hinterlassenschaften der deutschen Militärgeschichte, wie z. B. Kasernen, Truppenübungs- und Militärflugplätze, die Militäreisenbahn, Bunker und Festungen bis hin zu Grenzanlagen der DDR.

Von besonderer Bedeutung ist eine zentrale Forschungs- und Versuchsstelle des Deutschen Reiches von 1875 bis 1945 in Kummersdorf-Gut. Hier wurde entwickelt und getestet, was das Militär brauchte, von Ausrüstung über Fahrzeuge bis zu Waffen aller Art. Diese Anlage ist vor allem historisches Zeugnis der Vorbereitung und Führung der industrialisierten Kriege durch das Deutsche Reich. Zur Erforschung ist auch die Archäologie gefragt, hinterlassen doch alle Zeiten materielle Reste, die mit archäologischen Methoden als Quellen zur Entstehung und Entwicklung der heutigen Kulturlandschaft sowie für das heutige Geschichtsverständnis erschlossen werden können. Für Anlagen aus der Zeit des Nationalsozialismus liegt eine „atypische Quellenlage“ vor, da viele schriftliche Zeugnisse durch Kriegseinwirkung oder absichtlich vernichtet wurden. Daher ist das Gelände nicht nur wegen einiger Bronzezeit-Siedlungen und Gräberfelder, die beim Bau entdeckt wurden, sondern gerade auch als Bodendenkmal der Neuzeit in die Denkmalliste des Landes Brandenburg eingetragen.

Schon im Kaiserreich wurde Kummersdorf als Standort militärischer Großforschung durch die Königliche Militäreisenbahn mit Berlin-Schöneberg verbunden (1875).

Beide Komponenten des industrialisierten Massenkrieges, Motorkraft und artilleristische Zerstörungskraft, lassen sich anhand der Bodendenkmale in Kummersdorf exemplarisch dokumentieren. Bei Gottow, am Rande der Versuchsstelle, entstand Ende der 1920er Jahre eine hochmoderne „Zentralstelle für Heeresphysik und Heereschemie“. Mit dem Wiederaufbau der Wehrmacht seit 1935 erlebte die Heeresversuchsstelle einen Bedeutungszuwachs und eine enorme personelle Aufstockung. Schließlich arbeiteten während des Zweiten Weltkrieges bis zu 1000 Wissenschaftler und Techniker in Kummersdorf.

Aufgabe der heutigen Forschung ist es zu untersuchen, wie die Versuchsstelle in das nationalsozialistische System der Ausbeutung von Zwangsarbeitern, Häftlingen aus Konzentrationslagern und Kriegsgefangenen eingebunden war. Die hier seit 1930 unter strengster Geheimhaltung betriebene Raketenentwicklung hat zwar enorme internationale Bedeutung für die Geschichte der Luft- und Raumfahrt, aber zunächst



Raketenprüfstand der Heeresversuchsanstalt Kummersdorf

experimentierte u. a. Wernher von Braun professionell unter militärischen Gesichtspunkten mit Flüssigkeitsraketen als Waffen. Hier in Kummersdorf wurden u. a. die Antriebe für die ersten Raketen entwickelt und erprobt. Aus Platzgründen konnten in Kummersdorf selbst keine größeren Raketen gestartet werden, weshalb man nach Peenemünde auswich. Die erforderlichen Raketenmotor-Prüfstände stehen gut erhalten im Gelände. Dass die Anwendung primär eine militärische war und zudem seit 1933 einem Unrechtsregime diente, deutet auf die Problematik der Verbindung von Wissenschaft, Großforschung, Politik und Militär in Deutschland hin. Die Tatsache, dass ab 1942 in Gottow außerdem erste Schritte zu einem deutschen Atomprogramm unternommen wurden, gibt dem Besucher Anlass zur Überlegung, welche historischen Folgen eine erfolgreiche Entwicklung solcher Massenvernichtungswaffen gehabt hätte. Erste Versuche mit spaltbarem nuklearem Material wurden parallel zu einer damit ebenfalls befassten Forschergruppe in Stuttgart unternommen. Der Fundamentalsockel des Versuchsreaktors sowie das Rohr, in dem die (gering strahlenden) Materialien aufbewahrt wurden, sind noch im Gelände zu sehen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges übernahmen die Siegermächte sowohl ausgewähltes Personal als auch wissenschaftliches und organisatorisches Know-how aus dieser Art von Forschungseinrichtungen – nicht ohne Grund blieb die Heeresversuchsanstalt ohne Bombenschäden, obwohl sie den Alliierten bekannt war.

Neben den ausgedehnten Kasernenanlagen und der Verkehrsinfrastruktur (Militäreisenbahn) bilden zwei Schießbahnen von 7,5 und 12,5 km Länge sowie die entsprechenden Ziel- und Messeinrichtungen das Kernstück der Anlage. Insgesamt befinden sich auf dieser Fläche etwa 1200 Bauten und Artefakte: Kasernenanlagen, Prüfstände, Bunker. Geschossfangkörbe, eine nachgebaute Festung als Geschossziel, eine Klimasimulationshalle, Fabrikationsanlagen für den „Superpanzer Maus“, Versuchsstrecken, Eisenbahnpionieranlagen und vieles mehr. Die wissenschaftlichen Forschungen über das ehemals streng geheime Gelände stecken noch in den Anfängen.

Ein Verein betreibt seit den 1990er Jahren Führungen und das Technische Museum Kummersdorf.

Baruth: Die mittelalterliche Stadtentwicklung



Anfahrt: Auf der A 10 die Ausfahrt 12 nehmen und der B 96 über Zossen bis nach Baruth folgen.

oder:

Vom Bahnhof Zossen mit dem Bus 706 in Richtung Baruth, Heideweg, bis zur Haltestelle Hauptstraße fahren.



Zu besichtigen: Altstadt; Burg/Schloss



Tipp: Heimatmuseum Baruther Urstromtal: E.-Thälmann-Platz 2, 15837 Baruth/Mark; Öffnungszeiten: So 14.00–16.00 Uhr; Tel.: 03 37 04/6 51 05

Im Ortsteil Glashütte befindet sich das Museumsdorf Baruther Glashütte mit Museum, Schauglasproduktion u. v. m.;

Öffnungszeiten: April–Oktober Di–So 10.00–18.00 Uhr;
Januar/Februar Mi–So 10.00–16.00 Uhr;
März, November, Dezember Di–So 10.00–16.00 Uhr;
www.museumsdorf-glashuette.de

49

In Baruth wurden in den letzten 20 Jahren viele Untersuchungen durchgeführt, vor allem drei größere Grabungen im Stadtkern. Im Schlossbereich konnten zudem Spuren der ehemaligen Burg dokumentiert werden. Der torfige Untergrund ermöglicht eine exzellente Konservierung organischer Materialien.

Der Ort befand sich im 12. und 13. Jh. im Grenzbereich zwischen dem Erzbistum Magdeburg und den Markgrafschaften Meißen (Lausitz) und Brandenburg. Schriftlich erwähnt wurde er 1275 als „Buruth“ und 1285 als „Baruth“. Beide bezeichnen die wohl nach einer Burg benannten Herren von Baruth. Es folgten 1326 bzw. 1328 die Nennungen „hues unde stat Barut“ und *castrum Baruth*, die die an dieser Stelle errichtete Burganlage belegen. 1389 und 1448 wird Baruth als *oppidum* bezeichnet, 1392 als „sloß unde stetichen“ sowie 1420 als „Sloß und Stat“. Es folgt 1474 die Erwähnung als *civitas*. Für das Jahr 1346 ist die Weihung der St.-Sebastians-Kirche überliefert, das Stadtrecht wurde dem Ort erst 1616 verliehen.

Der Ortsgrundriss ist oval und misst ca. 330 m x 200 m. Der Stadtkern erstreckt sich beiderseits einer Nord-Süd-orientierten Hauptstraße, die als Knüppeldamm angelegt war. Westlich davon verläuft eine gebogene Nebenstraße (Kirch- und Schulstraße), zwischen beiden befinden sich zentral der Marktplatz sowie die spätgotische St.-Sebastians-Kirche. Die ehemalige Burg liegt östlich am nördlichen Ende der Hauptstraße.